

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 16

Artikel: Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 16 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 23. April 1921

Lebensfest.

Von Alfred Huggenberger.

Bunt sind wieder hain undhecken,
Und der Blüter blüht im Garten.
O, wie mußt' ich lang und bange
Auf den holden Frühling warten!

Immer wenn die Lerchen steigen,
Ist mein Herz geschickt, zu hoffen;
Immer wenn der Blüter duftet,
Steht das Wunderland mir offen.

Schön ist es in diesen Tagen,
Reiche Täler zu durchwandern,
Trunknen Auges, singend, scherzend
Zu genießen mit den Andern.

Schön ist es in diesen Tagen,
Unterm Ahornbaum zu liegen,
Leisem Blattgeflüster lauschend
Sich in Träume einzuwiegeln.

Aller Märchen süße Spiele,
Hoffnungsgut, gelebtes Leben
Sieht das Auge, schlummernd, wachend
Sich verschmelzen, sich verweben.

Schlummernd, wachend sieht das Auge
Staunend in geahnte Weiten,
Und es ist, als könnt' die Seele
Wunderbar hinübergleiten.

Jeder Erdenlast entbunden,
Von des Zweifels Not genezen,

In ein Reich, das niemals sein wird,
In ein Reich, das nie gewesen.

(Aus „Märzwind“.)

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Hanna erzählte von ihrer zukünftigen Schwiegermutter, der Kleinerin im Grund. Sie fand kaum genug Worte, um deren verständige und wohlmeinende Art zu rühmen. Bereits sei im Grundhof für die beiden Alten eine kleine Wohnung im oberen Stock eingerichtet: gleich vom ersten Tage an dürfe sie, Hanna, den Haushalt nach ihrem Stil führen; niemand, kein Mensch werde ihr drein befehlen. Die Kleinerin habe sich verredet, ihre Sohnsfrau müsse nicht durchmachen, was sie selber mit ihrer Schwiegerin durchgemacht habe. Weil zwischen den Ideen doch immer ein Graben liege, so sei es besser, man mache auch bei den Leuten gleich von Anfang an zwei Teile und lasse die Alten alt und die Jungen jung sein.

Hermine ihrerseits wollte haben, daß die Kameradin recht bald einmal an einem Sonntag mit ihr zusammen einen Ausflug aufs Taubenmoos mache; sie könne sich gar nicht ausdenken, wie schön es da sei. Es gebe jetzt Augenblicke, wo es ihr daheim nicht mehr so recht gefalle.

Die Mädchen gaben darauf acht, daß sie beim Reden nicht zu laut würden. Die vereinzelt oder in kleinen Gruppen da und dort an der steilen Halde tätigen Nachbarinnen brauchten vom Inhalt ihres vertraulichen Geplauders nichts

zu wissen. Noch weniger Pauli, der junge Taglöhner, den Klaus Inzuben gestern von Neuwies herüber mit heimgebracht hatte in der Voraussetzung, daß es mit Rudolfs Krankheit etwas länger dauern könnte.

Pauli war nicht weit von den fleißigen Binderinnen damit beschäftigt, die locker sitzenden Rebstecken mit Hilfe des scharf gezahnten Stotheisens fester einzurammen, die schadhaften nachzuspitzen und die morsch und unbrauchbar gewordenen durch neue zu ersetzen. Er versäumte nicht, neben der Arbeit hin und wieder ein Scherzwort zu der in seiner Nähe schaffenden Line Ribi hinüber zu schicken, die ihm die Antwort nicht ein einziges Mal schuldig blieb. Hanna behauptete, die Line wäre heut nicht in die Reben gegangen, wenn sie den Pauli nicht mit Gertel und Stotheisen hätte ausrüsten sehen. Diese habe nämlich bereits herausdividiert, daß er kein gewöhnlicher Knecht sei, sondern daß sein Vater in Neuwies ein ganz nettes Gütchen umtreibe. Und weil Line im Dorf die einzige ihres Jahrganges sei, die den Ring noch nicht habe, so wäre es ihr jetzt allweg stark dran gelegen. Sie habe ja früher immer damit geprahlt, wie sie vor Anträgen fast nicht wisse wo aus noch ein. Es sei ihr eigentlich zu gönnen, daß sie jetzt ein wenig an der Angst-

halde herumlaufen müsse, seit ihre alten Schäze alle einen andern Strich genommen.

Als es Zeit zum Einnehmen des Vesperbrotes war, setzte sich Pauli in launiger Weise zuerst in einiger Entfernung von den zwei schmalen Rebbaenklein auf einen Markstein, mit der Ausrede, es passe ihm nicht, zwischen zwei Bräuten zu sitzen, zumal er schon bemerkt habe, daß diese ihre Heimlichkeiten lieber unter sich allein auskramten. Erst als sich dann die Line auch herzu machte, nahm er den Mädchen gegenüber auf dem leer gebliebenen Bänklein Platz. Er hätte gar nicht geglaubt, gestand er lachend, daß man hier im Rebberg eine so schöne Aussicht habe, halt wenn man nach der unrechten Seite sehe.

Das vergnügliche Wortgefecht zwischen ihm und Line erlitt des Essens wegen keine Unterbrechung. Allerlei Witze und scherhafte Anspielungen wurden aufgefrischt, womit sich die Bewohner von Nachbardörfern gelegentlich zu nennen pflegten. In Neuwies wisse jedes Kind, daß die Gersbacher ihr Gemüt im Geldsädel mit sich herumtrügen, brachte Pauli unter anderem vor; da müsse es sich halt bei manchem vor den prächtigen Fünflibern in die Nacht hinein verkriechen. Er behauptete auch, in Gersbach dürften sogar die Spähen nie mehr als drei Jungs haben, damit es beim Erben nicht zuviel Teile gebe.

„Und wenn in Neuwies einer ein Mädchen ums Tanzen fragt, sagen immer gleich ihrer fünfe nein,“ gab die zungenfertige Partnerin zurück. „Das macht, es weiß keine, welche er gemeint hat, weil die Neuwieser Burschen alle schielen.“

Hermine mußte sich unwillkürlich durch einen raschen Blick überzeugen, daß das mit dem Schielen bei Pauli nun wirklich nicht zutreffe, obgleich sie das ja schon wußte. Dabei wollte es ihr neuerdings vorkommen, als wenn seine Augen nicht so ganz recht zu seinem muntern, scherzbereiten Wesen passen würden.

Hanna meinte, als sie wieder bei der Arbeit waren, es nehme sie eigentlich gar nicht wunder, daß das Lini ein wenig in sein neues vis-à-vis verschossen sei. Es werde die Gelegenheit nun wohl benützen, ihm jeden Morgen vom Kammerfenster aus hinüber zu telephonieren. Gewiß könnte es da einen Schiß geben. Und für den Pauli wäre das gar nicht so dumm, die Line bekomme doch einmal ordentlich Bäzen.

Abends bei Tische konnte Hermine der kleinen Verlockung nicht widerstehen, den neuen Hausgenossen noch einmal kurz ins Auge zu nehmen mit dem klaren Vorhaben, sich dessen Art und Wesen endgültig einzuprägen, um sich dann nachher nicht weiter um ihn zu kümmern. Pauli erriet sie über dem Blide; ihre Augen blieben für eine Sekunde ineinander gebannt. Das erste, was Hermine nachher klar zu denken vermochte, war: Ob wohl der Vater etwas bemerkt haben könnte?...

Als sie eine halbe Stunde später droben in ihre Kammer trat, lag ein überlegenes Lächeln auf ihren Lippen. „Es ist gut, daß es so weit ist,“ sagte sie leise zu sich selber. Mehrmals betrachtete sie beim Kerzenschimmer das Bildchen ihres Verlobten, immer wieder die freundliche Meinung bei sich bestätigend, dieser könne sich wohl neben jedem andern sehen lassen. Und doch glaubte sie heute mit

einem kleinen Mißbehagen zum erstenmal wahrzunehmen, Emil Merk gleiche in einem Zug um Nase und Mund ein ganz klein wenig seiner Mutter.

Sie gestand es sich nicht ein, daß es ihr schon an diesem Abend unmöglich war, einen Gedanken ganz vor sich selber zu verbergen und zu verleugnen.

Es konnte während der nächsten Tage etwa vorkommen, daß Hermine unbewußterweise von einem Fenster aus auf Pauli acht gab, wenn er im Hof hantierte oder wenn er das Vieh über die Dorfstraße zum Brunnen führte, bei welcher Arbeit ihr seine gutmütig-gelassene Art oft auffiel. Ihr Bruder hatte beim Tränken immer viel zu schimpfen gehabt, besonders bei den halbgewachsenen Rindern, denen er beständig mit dem Stocken auf Maul und Nase schlug und jeden mutwilligen Seitensprung scharf übernahm. Pauli dagegen fand seinen Spaß an dem launigen Wesen der Tiere. Den langen Halsterstrick gemächlich von einer Hand in die andere nehmend, ließ er sie die vergnüglichsten Tänze um sich herum aufführen, kaum daß er etwa einmal ein beschwichtigendes „Hoho!“ hören ließ.

Als ihm Hermine wieder einmal bei diesem Gebaren zuschaute und dabei mit der Arbeit des Stubenkehrens innehielt, stand die Brene unversehens hinter ihr in der offenen Küchentüre. Ob das Schädrind seit gestern abend gewachsen sei, fragte sie giftig und zog die Türe wieder hinter sich zu. Hermine fühlte, daß ihr das Blut ins Gesicht schoß. Aber entgegnen konnte sie nichts.

Sie nahm sich von da an mehr als bisher zusammen. Sie wußte nur zu gut, die Schwägerin hatte Augen wie ein Luchs. Und es war Hermine auch keineswegs entgangen, daß Brene den jungen Taglöhner nicht ungern sah. Wenn sich Pauli mit dem kleinen Ruedeli abgab und mit ihm spielte, konnte sie nicht genug rühmen, wie er mit den Kindern gut umzugehen wisse.

Nun, am Sonntag mußte ja ihr Verlobter kommen.

Hermine freute sich auf den Tag. Sie wollte mit ihm einen Spaziergang durchs Dorf und gegen Wangenriß hinauf machen. Und die Leute durften dann schon ein wenig sehen, daß sie ihn leiden möchte...

V.

Klaus Inzuben schritt in diesen Tagen womöglich noch stolzer und aufrechter durchs Dorf, als er es sonst gewohnt war.

„Da, mitten in der Breiten Au, hart an der Straße sollte das Taubenmoos für eine Woche stehen,“ sagte er eines Abends zu Hermine, als sie allein miteinander vom Felde heimkehrten. „Keinen Menschen sollte es geben im Dorfe, der nicht wenigstens einmal über die Hoffstatt hinweg und an das steinerne Haus hinaufgesehen hätte. Die Leute hier würden anders reden hinter uns her, wenn sie wüßten, daßhalb Innerberg der Merlin zinsen muß. Der Speder im Gütli weiß es, aber der sagt nichts. Er ist extra hinübergefahren. Und auf dem Heimweg hat er sich einen Rausch angetrunken aus Verger darüber, daß der Merk nicht bei seiner Susanne angelopft hat.“

Hermine fühlte in diesem Augenblick, wie tief der heimliche Hochmut auch in ihrem Herzen saß. Sie überlegte ernsthaft, ob sie nicht den Vater gleich jetzt um etwas bitten

wolle. Es ging doch nicht gut an, daß Pauli noch lange im Hause blieb. Es ging nicht gut an . . .

Sie konnte sich's nicht verhehlen, daß Herz hatte ihr stärker geklopft, als Hanna Meister gestern beim Steiner Wegweiser die Vermutung aussprach, der Pauli müsse ein wenig in sie, Hermine, verschossen sein. Wenn er beim Schoppen sitze am Sonntagnachmittag, so spicte er immer förmlich die Ohren, wenn von ihr oder vom Taubenmüssler die Rede sei. Nachher studiere er die halbe Zeit und drehe das Glas zwischen den Fingern. Und die Linie Ribi wolle er ja sozusagen gar nicht mehr kennen, nur so, wie wenn er sie früher einmal in China gesehen hätte.

Und in der vergangenen Nacht hatte Hermine einen Traum ge-

habt. Als junge Frau sah sie sich auf dem Taubmoos. Aber der Hof hatte kein Sonnengewand an, wie damals, als sie am Waldesaume hinter Innerberg mit einem lieben Gedanken Windröschen und Schlüsselblumen pflückte. Wie ein ausgeronnenes Auge grinste der leere Taubenschlag auf die Hofstatt herab. Emil Merk stand mit verdrießlichem Gesicht am Brunnen und wusch sich die Arme und Hände. Und jetzt lehnte der Pauli neben ihm am Brunnenstöck. Er strich sich mit einer langsam Bewegung das Braunaar aus der Stirne und sagte mit seinem eigen-tümlichen Hinsehen, das sie sonst noch an keinem beobachtet hatte: „Meister — Ihr habt eine Frau und wißt es nicht.“

Hermine hatte nachher über den Traum zu lächeln versucht, dann wieder hatte sie sich über ihn geärgert.

Und am Morgen war dann noch etwas geschehen. Während sie dem Pauli beim Einfüllen der Saatkartoffeln in



B. v. Muyden.

Der Geisshirt.

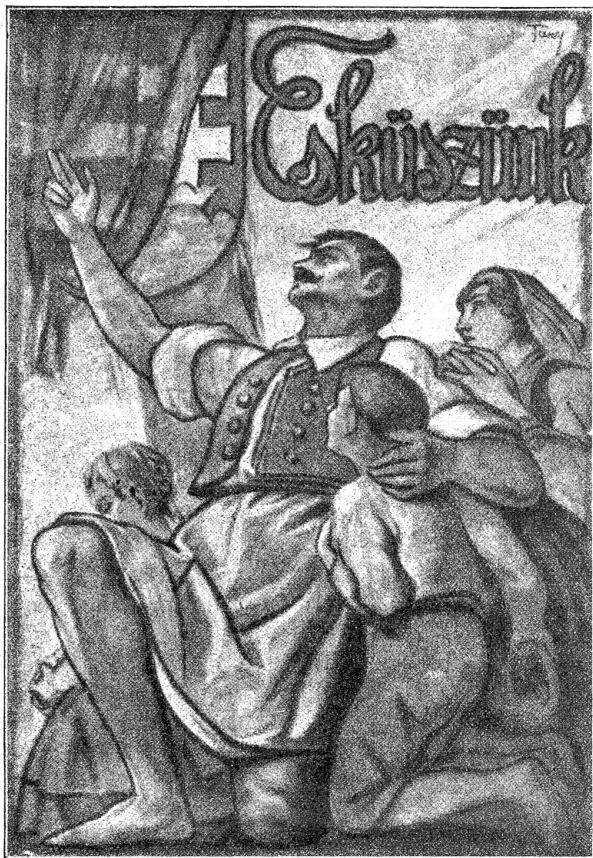
die schmalen Säcke behilflich gewesen, hatten sich ihre Hände einmal flüchtig berührt. Gegen ihren eigenen Willen hatte sie ihm darauf in die Augen sehen müssen, und eine Erkenntnis war wie ein Funke in ihr Herz gefallen. Den ganzen Tag hatte die heimliche Sorge sie nun gequält, ihr Blick könnte ihm alles, alles verraten haben. —

Nein, wirklich es war gut, wenn er aus dem Hause fort war. Nachher ging es dann leicht.

Nun brachte sie aber das Wort doch nicht über die Lippen. Was mühte der Vater von ihr denken? Vielleicht gab es bald irgendeine passende Gelegenheit . . .

Am Abend beim Zunachten, während Hermine aus dem Futtertrog in der Tenne Roggengemehl schöpfte, hörte sie, wie der Vater und Pauli im Pferdestall in gespanntem Tone hin- und herredeten. Neugierig nach dem Grund des Zwistes trat sie an eine der geschlossenen Barrenluken hin.

Der Vater mußte sehr ungehalten sein, er gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen. „Also, wenn Euch das recht dünkt, ich binde keinen an. Gleich nach dem



Ungarische nationalistische Propagandakarte: Der Ungar schwört mit seiner Familie dem unteilbaren Ungarn Treue.

Morgenessen könnt Ihr abfahren, wenn Euch die Kost oder etwas anderes nicht paßt. Es ist ja die rechte Zeit, den Finkenstrich zu nehmen, jetzt, wo einem, während man eine Arbeit tut, sieben andere unter den Schuhsohlen hervorwachsen. Jetzt, da es zu allem hin mit dem Rudolf wieder geübelt hat und er vorläufig nicht einmal einen Pflug ausschienen darf.“

„Wenns so ist, so will ich kein Wort gesagt haben,“ ließ sich nun Paulileinlaut vernehmen. „Aber nach einem andern könnt Ihr Euch so gelegentlich doch umsehen.“

„Alles mit Weile,“ lenkte der Bauer begütigt ein.
„Mir ist's allenfalls nicht um die Arbeit allein zu tun,
wegen der hab ich noch nie Angst gehabt. Wenn die Tur-
renzelt bis nach Wangenriß hinaufreichte, sie würde doch
gehabert, auch ohne Euch, und wenn der Rudolf noch sechs
Wochen lang bloß die Hühner füttern könnte. Über etwas
anderes ist einem nicht gleichgültig. Die Leute sollen nicht
sagen, daß es einer bei mir nur acht Tage aushalten
könne.“

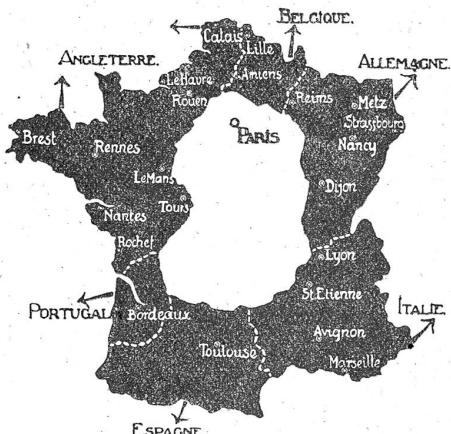
Als sich Hermine vom Laden wegwandte, kam ein trockenes Lachen vom Holzschopf herüber. Die Brüne hatte sie beim Lauschen beobachtet und machte nun die boshaftste Bemerkung, der Schreiner Manz könnte vielleicht dort ein Fensterchen in den Laden hineinsetzen, damit die Augen auch etwas hätten. (Fortsetzung folgt.)

Eindrücke aus Budapest.

„Nicht wahr, Sie erzählen von dem, was Sie jetzt bei uns gesehen und gehört, daheim in der Schweiz allen Leuten, so oft und so viel Sie können?“ Ich versprach es den liebenswürdigen Kolleginnen und Kollegen, die mich, den fremden Schweizer, an der Schiffshaltestelle abgeholt, ins Hotel gebracht, wo sie unter Anstrengungen ein Zimmer für mich erkämpft, dann tagelang herumgeführt: hinauf zur Königsburg und zur Krönungskirche, von Museum zu Museum, in ihre Schulen, in die Räume, wo ihrer viele seit sieben Jahren Tag für Tag ihre Muße verbringen zum Nutzen ehemal der Kriegsopfer und Flüchtlinge, heute der hungernden Kinder. Ich versprach es ihnen, als sie mir auf dem Bahnhofsteig die Hand zum Abschiedsgrüße reichten, ergriffen von ihrem Idealismus und ihrer glühenden Vaterlandsliebe.

Und wenn ich mich jetzt anschide, mein Versprechen einzulösen, so weiß ich, womit ich meinen Bericht beginnen muß. Wer heute in Ungarns Hauptstadt kommt, wird von dem einen Eindruck mächtig, ich möchte sagen gewaltsam gepaßt: Der Friede von Trianon hat eine ganze Nation in einen Kerker gesperrt; zu dessen Gitterfenster schauen gramgefüllte und wutverzerrte Gesichter heraus und hunderttausend Fäuste rütteln an den Stäben in finsterner Entschlossenheit, sie zu brechen, wenn die Gelegenheit günstig wird. An allen Litsafhäusern, an allen Wänden hängen nationalistische Plakate, die in gellendem Chorus ihr Nem! Nem! Soha! — Nein! Nein! Niemals! in die Welt hinaus schreien; Plakate, auf denen ein Gefesselster flagt: Meddig türítek? — Wie lange soll noch dauern? und auf denen eine Gabe in den Landesfonds — A Honvédelmi — zur Wiederaufrichtung der Nation gefordert wird.

Die Ungarn haben bekanntlich den Friedensvertrag von Trianon, der ihnen zwei Drittel ihres Landes wegnimmt,



ESPAGNE.
Français! Vaudriez-vous signer cette paix?

C'est la même que vous voulez imposer à la Hongrie!



Veranschaulichung der abgetrennten ungarischen Gebiete, nach einer ungarischen Propagandakarte.